



Feldpostbriefe Giessener Studenten aus dem Ersten Weltkrieg*

Alfred Buchalski, stud. Phil., Gießen

geb. 24. Oktober 1891 in Bromberg
gef. 10. November 1914 bei Korteker

Vor Dixmuiden, 28. Oktober 1914.

Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen. Mit welcher Enttäuschung sitz ich hier, das Grauen im Herzen.

Und als krasser Gegensatz dazu: mit welchem Behagen fange ich mit tiefer köstlicher Lust das hundertmal verlorene Leben ein! Wie soll ich Dir alles das, was ich die letzten Tage erlebte, so recht erzählen. Ich möchte Dir in einem dieses ganze große Erlebnis: die Schlacht, berichten, und doch sind es wieder nur Einzelheiten, die sich jetzt in den Vordergrund drängen. – Es war furchtbar!

Nicht das vergossene Blut, nicht auch der Umstand, dass es vergeblich vergossen war, auch nicht, dass in dunkler Nacht die eigenen Kameraden auf uns schossen, – nein, die ganze Kampfweise ist es, die abstößt. Kämpfen wollen und sich nicht wehren können! Der Angriff, der mich so schön dünkte, was ist er anders als der Drang: hin zur nächsten Deckung da vorn gegen diesen Hagel tückischer Geschosse. Und den Feind, der sie entsendet, nicht zu sehen!

Freilich, noch habe ich Hoffnung, dass man auch an diese Kampfweise sich gewöhnen werde, und dass sich der Drang: Vorwärts, ran an den Feind! – wird betätigen lassen. Erst etwas leisten, dann schmerzt auch die Kugel gewiss nicht so sehr.

Karl Feick, Dr. phil., Gießen

geb. 29. Dezember 1891 in Darmstadt
gef. 9. April 1917 an der Aisne

Sennelager, 17. Januar 1916.

K. und ich waren in derselben Kompagnie lange Zeit nebeneinander herumgelaufen, ohne uns näher kennenzulernen. Eines schönen Sommersonntagnachmittags lag ich im dichten Ardennenwalde und guckte durch das grüne Gewirr von Ästen ins Blaue. Da kam er auf mich zu, bekleidet mit Hose und Stiefeln, und fragte mich, ob ich etwas zu lesen hätte. Ich bot ihm das Verzeichnis von Reclams Universalbibliothek an, was großen Eindruck auf ihn gemacht haben muss, denn von da an waren wir gute Freunde. Damals verbrachten wir den freien Nachmittag mit dem Studium des besonderen Verzeichnisses, gingen die uns bekannten Autoren der Reihe nach durch und ich machte die erfreuliche Wahrnehmung,

* Die Auswahl und Transkription der Feldpostbriefe besorgte Prof. Dr. Anne Nagel, Historisches Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen, zusammen mit Studierenden.

dass K. in Literatur ziemlich gut beschlagen war. Bald darauf lernte ich ihn auch als flotten Federzeichner kennen und schließlich waren wir dicke Freunde. Ihn widerte der öde Kommisskram schrecklich an, während ich damals mit Leib und Seele Soldat war. Er dauerte mich immer, wenn er unter der Last schwerer, schmutziger Zementsäcke einherkeuchte, oder, was ihm noch peinlicher war, zusammen mit unangenehmen Kameraden, dicht zusammengepfercht im schmutzigen Unterstand schlafen musste. Er meldete sich stets freiwillig zu jeder Patrouille und wir beide haben da draußen in dunkler Nacht zwischen den Fronten manches Abenteuer erlebt, welches unsere Freundschaft immer inniger werden ließ. Ich erinnerte mich einer tollen Nacht, in der uns die Franzosen abzufangen gedachten. Als wir versuchten, durch das französische Drahtverhau durchzukriechen, um einem französischen Horchposten mit Handgranaten auf den Pelz zu rücken, ertönte plötzlich ein Pfiff, einige Raketen platzten über unseren Köpfen und blendeten alles mit einem grellem Licht, ein wohleingerichtetes Maschinengewehrfeuer schoss wie rasend dicht über unsere Köpfe, sämtliche Posten begannen aus allen Richtungen auf uns zu schießen und selbst die Artillerie setzte uns ein Schrapnell nach dem anderen vor die Nase. Im Nu war unsere Patrouille nach allen Richtungen hin zerstoßen. Immer zwischen zwei Schrapnellschüssen sprangen wir ein Stück zurück, natürlich dauernd von der Infanterie beschossen, fielen über Stacheldraht, Leichen früher Gefallener, in Granatlöcher und Gräben, kurz, es war ein Gepurzel wie noch nie. Ich war ganz allein, sah niemanden und hörte auch bei dem starken Wind nur das Geknatter der Schüsse. Das Sternbild des Orion gab mir die Richtung. Erschöpft ließ ich mich schließlich in einen Graben fallen, um dort zu warten, bis das Feuer nachgelassen hatte. Da auf einmal kommt jemand in eleganten Kopfsprung gerade neben mich gepurzelt, fängt furchtbar an zu schimpfen und schließlich riesig zu lachen, als er mich erkennt. Es war mein Freund K. Damals rief er mir im Hagel der Schrapnellgeschosse zu: „Du, ich glaub doch, dass wir zwei zusammen gehören.“ Wir kamen glücklich zur Stellung zurück und fanden zum Glück auf dem Wege dorthin noch einen verwundeten Kameraden. Manchen schweren Gang haben wir nachher noch zusammen gemacht. Dann kam die große französische September-Offensive. Todmüde von den Anstrengungen der Schanzarbeiten, über und über bedeckt mit dem weißen Staub des Kreidebodens und halbbetäubt durch die ungeheuren Detonationen der schweren Granaten, lagen wir in den Ruinen unserer zerschossenen Unterstände und warteten sehnsüchtig auf den französischen Sturm. Am Morgen des 25. Septembers, nach siebzigstündigem schwerem Trommelfeuer, kamen sie endlich angestürmt, tausende von blauen Gestalten mit aufgepflanztem Bajonett, alle in der festen Zuversicht, uns bereits tot anzutreffen, um über unsere Leichen hinwegzustürmen und endlich dem Vaterland die Freiheit bringen zu können. – Wenige Minuten später lagen sie fast alle als schrecklich verstümmelte Leichen vor unserem Graben, aus dem der leider sehr schwache, aber umso mutigere Rest der Besatzung ein höllisches Feuer auf die dichten Sturmkolonnen gerichtet hatte. – Dann trat die unheimliche „Ruhe nach dem Sturm“ ein. Nur das jämmerliche Geschrei der Verwundeten war zu hören; es dauert noch bis zum Morgen des folgenden Tages. Endlich konnten wir uns nach den Verwundeten und gefallenen Kameraden neben uns umsehen. Taurige Bilder! Die meisten lagen verschüttet in den eingeschossenen Unterständen, viele gruben wir wieder heraus, teils noch lebend, teils tot. Vergeblich suchte ich meinen Freund und hätte ihn nicht gefunden, wenn nicht ein Kamerad mich auf eine Stelle des Grabens aufmerksam gemacht hätte, die, weil vollständig eingeschossen, sehr gefährlich zu passieren war. So hatten die Kameraden auf freiem Feld ohne Deckung dem Sturm getrotzt, während die französischen Maschinengewehre sie der Reihe nach hinstreckten. Aus dem fast völlig verschütteten Eingang eines Unterstandes erschollen Hilferufe. Endlich hatte ich mich hineingearbeitet.

Vorn lag einer mit gebrochenen Beinen, dahinter saß einer und schlief anscheinend, fiel jedoch, als ich ihn anrührte, tot um; dahinter lag einer im Sterben und ganz hinten im Dunklen rief mein Freund meinen Namen mit schwacher Stimme. Die Körper der anderen Kameraden verwehrten mir den Zugang zu ihm. Schließlich gelang mir's, von einer anderen Seite aus vorzudringen, ihn am Koppel zu fassen und herauszuziehen. Die rechte Hand war ganz zerschmettert, die Hand, welche einst die schönsten Zeichnungen gefertigt hatte. Aus der linken Brust quoll ein starker Blutstrom. Ich musste K., der durch den großen Blutverlust ohnmächtig war, unter den schwierigen Verhältnissen zum Verbandplatz schleifen. Aber nicht ein einziges Mal hat er gestöhnt, selbst dann nicht, als ihm von der Hand die Überreste der Finger abgeschnitten wurden. Ich sah ihn dann bis heute nicht mehr. Als einziger überlebender Korporal unseres Zuges durfte ich später Vorschläge zum Eisernen Kreuz machen, und heute hat mir mein Freund mit der linken Hand in einem Brief mitgeteilt, dass meine Bitten, ihn mit dem Eisernen Kreuz auszuzeichnen, damals nicht erfolglos waren.

Edmund Knoellinger, stud. Phil., Gießen

geb. 20. August 1892 in Budenheim bei Mainz
gef. 16. Oktober 1917 am Chemin des Dames

Im Westen, 15. August 1916.

Deutschland ist so schön, so [...] schön.

Sie haben sicherlich herrliche Tage gehabt im Harz und hernach im Lahntal.

[...] Meine Mutter hat ein Gesuch an das Kriegsministerium gerichtet, die Sache mit meinen beiden Brüdern (die beide in Frankreich gefallen) dargelegt und gebeten, man möge mich aus der Front zurücknehmen, damit ihr wenigstens der dritte Sohn erhalten bliebe. (Dies tat sie alles ohne mein Wissen und Willen.) Das Kriegsministerium hat das Gesuch sofort genehmigt und dem Regiment telegraphisch dies mitgeteilt. Das Regiment schlug mir Versetzung in ein Rekrutendepot oder sonst eine Ersatzformation, eventuell in der Heimat vor. Ich habe jedoch eine Versetzung aus der Front glatt abgelehnt. Für einen jungen Offizier ist es Ehrensache, in der Front zu bleiben, solange es überhaupt möglich ist. Es ist keine Lieblosigkeit gegen meine Mutter, wenn ich das sage, sondern lediglich die Feststellung, dass die Pflicht gegen die Allgemeinheit die höhere ist.

Ich weiß sehr wohl, dass die meisten Offiziere in der Front nicht so streng denken über ihre Pflicht wie ich. Ich weiß sehr wohl, dass mich wohl alle Leute darum verurteilen werden; aber ich bin mir bewusst, richtig gehandelt zu haben. Meine Brüder sind als Helden in den Tod gegangen – sollte ich mich da verkriechen?

Niemals!

Ernst Hohn, Dr. phil., Gießen

geb. 10. August 1891 zu Darmstadt
gef. 18. August 1916 bei Pinsk

22. Dezember 1915.

Heute Nacht ist Sonnenwend gewesen. Es war hier eine ganz wunderbare Stimmung. Erst war überall so ein unstetes, milchiges Licht und im Wald dazu die Schlaglichter von den riesig

hohen Stämmen über den nur ganz feingestreuten Schneestaub – dann war der Mond auf einmal durch den Dunst hindurch, und da war es wie Frühling, die Wiesen mit jungen Grasspitzen übersät, nur viel gleichmäßiger und dichter ohne die dunklen Streifen und Punkte, die man im Frühling sieht, und die Bäume überdeckt mit unzähligen Blüten, wie wenn alle Kirschen und Aprikosen wären, und auch die Tannen, als ob die frischen Frühlingsspitzen daransäßen, und so still, so ruhig, ein Zauber über allem. Hier wir, drüben der Feind, und dabei der Waldzauber, als wenn Friede wäre, wirklich Weihnachten. Dann kommt es einem wieder so unglaublich vor, dass man dastehen oder stehen soll, um bei dem Feind auf den Augenblick zu passen, wo man ihn schädigen kann, und nicht der so viel größeren Gottesoffenbarung zu lauschen. Die Natur verkündigt die Liebe und wir suchen den Hass; wir sind noch nicht soweit, fragt sich nur, ob wir einmal soweit sein werden? Darüber breitet die Natur nur ihr Lächeln – weißt du, wie die Mona Lisa mit dem unfassbar holdseligen, und doch so zweideutigen Lächeln. Aber dann zieht sie ihre Schleier vor Sonne, Mond und Sterne und überlässt die Erde ihrem Dunst von Regen, Schnee und Unwetter. Das war unsere Sonnenwend heute Nacht ...

2. März 1916.

Jetzt heißt seit einiger Zeit wieder die Parole mit voller Macht: Los vom Irdischen, auf den Spuren Dantes weiter, wir müssen weiterkommen, sonst hat die ganze Menschheit, das ganze Leben, die ganze Liebe keinen Zweck ...

3. März 1916.

... Bei jedem Wunsche müssen wir im Auge behalten: Nichts wünschen, was aufs Irdische geht, erst recht nichts, was Geistiges in Irdisches herunterzieht, aber ein Offenbarwerden des Geistigen in der Welt und immer die Menschheitsentwicklung und Eigenentwicklung nur unter diesem Gesichtspunkte im Auge behalten. Das Ziel der Erdenentwicklung aber ist die Liebe und Freiheit.

... Ich lese fast täglich Thomas a Kempis, aber in der heiligen Schrift. So erhalte ich mir die Harmonie im Gefühl und Gedanken. Und mehr brauche ich hier nicht als das seelische Gleichgewicht. Damit hoffe ich alles zu überstehen, was Nervenkraft erfordert.

Polz, 27. Juli 1916.

... und wenn wir an das Gute im Menschen nicht mehr glauben könnten, wie könnten wir noch an Gott glauben? Es kommt in der höchsten Potenz auf das hinaus: Wer an mich glaubt, der glaubt an den, der mich gesandt hat. Da hast du recht: Lieber zehnmal übers Ohr gehauen werden. So was macht sich freilich nicht in der Wirklichkeit bezahlt, oder vielmehr in der Welt. Das gleicht sich auf ganz anderem Gebiete aus. – –